

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 131.

Mittwoch, 9. Juni

1928.

Edelsteine.

(5. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Sie traten leise ein. Frau de Kuyter lag still, wie eine Tote, im Bett. Der Geheimrat beugte sich über sie und sagte ihr Handgelenk:

„Der Puls geht ruhiger . . . Hoffentlich haben wir eine gute Nacht! Ich bin natürlich in jedem Augenblick zu haben, liebes Fräulein!“

Thella nickte dem alten Herrn dankbar zu.

Dr. Splitterricht hatte sich, unhörbar durchs Zimmer gehend, inzwischen überall umgesehen.

Am Bett stand er lange und ließ sich eingehend von dem Geheimrat erklären, wo und in welcher Stellung man die Dame gefunden hatte. Dann kniete er hin und beleuchtete mit seiner elektrischen Lampe, eines nach dem anderen, die beiden Lamafelle, die zur Rechten und zur Linken neben dem breiten Bett lagen.

Zu beiden Seiten stand je ein Toilettentisch. Auf dem linken stand die Kassette, die Thella dort wieder hingetragen hatte. Wie Dr. Splitterricht hier wieder das Lamafell absuchte, nahm er etwas aus dem weichen, langen Haar heraus und steckte es in seine Taschentasche.

„Ach“, sagte der Geheimrat, „er das bemerkt hatte, ich habe hier vorhin auch etwas gefunden, oder vielmehr mein Assistent, Dr. Höfner . . . Er hat es dort aufs Fensterbrett gelegt, glaub' ich . . .“

Auf den Zehenspitzen ging Dr. Splitterricht zum Fenster und nahm von dem Stüdereifischen ein Bleistiftendchen, in dessen gelb poliertes Holz hinein, wie das wohl von Kindern in der Schule geschieht zwei Buchstaben geschnitten waren: ein H und ein K.

Der Kommissar steckte den Stift mit Dank ein. Seine Miene erzählte nichts von Triumph und Freude an dem Fund.

Dann deutete er auf die Kassette und sagte fast nur mit den Lippen:

„Darin waren die Geldschrankschlüssel?“

Thella nickte. Dr. Splitterricht nahm das silberne Kästchen und ging aus dem Zimmer. Die beiden anderen folgten. Thella schloß behutsam hinter sich die Portiere und die darin befindliche Schiebetür.

Draußen sagte der Geheimrat wißbegierig:

„Und der kleine Bleistift?“

Der Kommissar nahm ihn wieder aus der Tasche und hielt ihn dem jungen Mädchen hin.

„Daß Ihre Frau Tante etwa solch ein Ding gehabt hat, halten Sie wohl auch für ausgeschlossen, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

Thella betrachtete das kleine abgegriffene Endchen misstrauisch und schüttelte dann energisch den Kopf. „Nein“, sagte sie lächelnd.

„Es ist ja kaum anzunehmen, daß eine Dame von soviel Kultur das besitzt!“

Der Geheimrat betrachtete es ebenfalls.

„Jemand von der Dienerschaft könnte es gehabt haben . . .“ meinte er nachdenklich.

„Wie heißen Ihre Leute, gnädiges Fräulein?“

„Wir haben drei weibliche und einen männlichen . . . nein, zwei männliche Diensthofen. Der eine, der Chauffeur, wohnt aber, weil er verheiratet ist, nicht im Hause.“

„Und wie heißen diese mit Vor- und Zunamen?“
„Der Diener heißt Martin Runge, die Köchin Minna — ja, wie heißt sie doch gleich? — Minna Formstedter, die Jose Lilli Schulz und das Hausmädchen Betty Kalmady . . .“

„Ein H. K. ist also in keinem der Namen. Trotzdem wäre es möglich, daß eine dieser Personen von anderer Seite her den Bleistift im Besitz gehabt hätte. Darf ich bitten, daß eine nach der anderen hergerufen wird, um sie zu befragen? Zuerst, bitte ich, den Diener!“

Thella ging an das kleine Haustelesphon.

„Martin soll heraufkommen, sogleich!“

Dr. Splitterricht, der schöne, wohlgebildete Menschen gut leiden mochte, hörte mit Vergnügen des jungen Mädchens klare, feste Stimme. Er war an den Geldschrank gegangen, hatte den Schlüssel probiert, den ihm Thella gab und sagte dann:

„Darf ich auch um die Stellzahl bitten, gnädiges Fräulein?“

Der Geheimrat fragte dazwischen:

„Ich störe doch nicht, Herr Doktor? Mich interessiert die Arbeit eines modernen Kriminalisten ungemein und momentan bin ich, was mir ja nicht oft passiert, frei. Die Besuchsstunde fällt heute aus wegen des Monstrelonzerts!“

Er lachte über das Monstrelonzert, bei dem sich das Orchester gegen sonst um eine Klarinette und eine Oboe verstärkte.

Thella hatte ihm unterdessen die Ziffer gesagt. . . . Dr. Splitterricht stellte gerade das Schloß danach ein, als der Diener nach kurzem Anklopfen die Tür öffnete.

Er stand in strammer Haltung.

„Gnädiges Fräulein haben befohlen?“

Statt der jungen Dame trat der Kommissar vor. Mit einer rudartigen Bewegung hielt er ihm das Bleistiftendchen vor das Auge:

„Gehört das Ihnen?“

Der Diener hob ein wenig den Kopf:

„Nein, mein Herr!“

„Haben Sie es vielleicht bei irgendwem hier im Hause gesehen?“ „Nein.“

„Gut. Stellen Sie sich dorthin ans Fenster, mit dem Gesicht nach draußen!“

Der Diener tat, wie ihm befohlen. Er stand stramm und blickte hinaus.

„So, nun das Hausmädchen, wenn ich bitten darf.“

Betty Kalmady kam, eine wahre Wasserpolladin mit niederer Stirn, tiefem, glänzend schwarzem Haaransatz und einer breiten Nase über starken, frischen Lippen, gutmütig, nicht dumm und offenbar ihrer jungen Herrin, an deren Gesicht ihre Blicke förmlich schwärmerisch hingen, ganz ergeben.

Das Bleistiftendchen betrachtete sie verständnislos, hatte nichts Ähnliches besessen und auch bei den anderen nicht gesehen.

Die Köchin, wie auch die Jose schienen zu begreifen, wozum es sich handelte. Sie machten wütende Gesichter und stellten energisch jede Bekanntschaft mit dem gelben Blei in Abrede.

„Als sie sämtlich wieder entlassen waren, sagte der Geheimrat:

„Ich scheine also nicht recht gehabt zu haben. Demnach könnte es sich für Sie, Herr Doktor, bei dem Dinge da um ein wichtiges Indizium handeln?“

„Vielleicht“, sagte der Kommissar gleichmütig und steckte den Stift ein.

Dann beschäftigte er sich eingehend mit dem Geldschrank, tat ein paar Fragen und sagte schließlich:

„Der Schrank muß mit dem Originalschlüssel geöffnet sein. So komplizierte Schlüsseln kann man nicht reproduzieren. Vor allen Dingen muß der Täter die Kenntnis der Stellziffer gehabt haben. Es ist: 801 108.“

Warum haben, respektive Ihre Frau Tante, zweimal dieselbe Zahl gewählt, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, gnädiges Fräulein?“

„Weil das mein und der Tante Geburtsdatum ist. Ich bin am 8. Januar geboren und Tante am 1. August. . . Die Nullen haben wir dann so dazwischen geschoben, weil es doch sechs Ziffern sein müssen.“

„Wußte das außer Ihrer Frau Tante und Ihnen sonst noch jemand hier im Hause?“

„Soviel mir bekannt ist, nein! . . . Damals, als wir das Schloß auf die neue Ziffer einstellten —“

„Wann war das, wenn ich fragen darf?“ unterbrach der Kommissar.

„Ach, das ist ungefähr sechs Monate her. . . Ende Herbst vorigen Jahres.“

„Und warum taten Sie, beziehungsweise Ihre Frau Tante, das? Warum änderten Sie damals die Ziffer?“

Thekla zögerte; doch der Geheimrat, der aufmerksam diesem Frage- und Antwortspiel gefolgt war, nickte ihr ermutigend zu:

„Es hilft nichts, Kindchen, erfahren muß der Herr Kommissar die Sache doch: also, Herr Doktor, es haben damals zehntausend Mark in der Kasse gefehlt. Frau de Ruyter hat sich später einreden wollen, sie hätte sich geirrt, es hätte nichts gefehlt. Aber wie wenig sie selber dieser Fiktion getraut hat, beweist am besten, daß sie dann gleich mit Fräulein Thekla die Umstellung der Ziffern vornahm. . . Und weiter, so ungern ich solchen Klatsch wiedergebe, hier muß es gesagt sein. . .“

Der alte Herr erzählte von den Spielverlusten des jungen de Ruyter, über die Dr. Splitterricht schon von dem Amtsvorsteher während der Autofahrt unterrichtet worden war.

Thekla hob abwehrend die Hände.

„Aber, Herr Geheimrat, das sind doch Redereien!“

„Nein, nein, liebes Kind, es ist schon etwas mehr! Mein Assistent, der ein sehr ernster und überlegter Mensch ist, hat mir das auch bestätigt!“

Dr. Splitterricht sagte nicht ja noch nein. Er sah das Fräulein nur ernst an:

„Das will nicht allzuviel sagen. . . solche Diebereien kommen in den reichsten Familien vor. Aber ich möchte Sie noch einmal fragen: Sie glauben nicht, daß Ihrem Vetter, oder sagen wir, daß die Ziffern des Stellschlösses irgend jemand anders bekannt waren als Ihnen und Ihrer Tante?“

„Bestimmt nicht!“ sagte Thekla voller Überzeugung.

„Nun“, sagte der Kommissar, ein winziges Stück Kartonpapier aus seiner Tasche ziehend, „dann wundert es mich nur, daß die Zahlen hier sogar niedergeschrieben sind!“

Ganz erstaunt sah Thekla auf das Blättchen.

„Ja — und das hat Tante sogar selbst geschrieben!“

„Na, das erscheint mir nicht so unerklärlich“, warf der Geheimrat ein, „Ihre Frau Tante hat manchmal darüber geklagt, daß ihr Gedächtnis nicht mehr so taktfest wäre wie früher. Da hat sie das einfach aufgeschrieben, um es nicht zu vergessen. . .“

„Die Schrift der Dame ist es bestimmt?“ fragte der Kommissar.

„Ohne Zweifel! Das hat meine Tante geschrieben!“

„Wie hat der Kerl das Blättchen bloß finden können?“ meinte der Geheimrat, „Frau de Ruyter wird es doch sicherlich nicht so offen hingelegt haben?“

„Darüber glaube ich Ihnen Auskunft geben zu können“, erwiderte der Kommissar, der sich eingehend

mit dem inzwischen geöffneten Silber-Kästchen beschäftigte. „Sehen Sie her! Er zeigte in der mit grüner Seide ausgefütterten Kassette eine kleine Tasche und aus diesem winzigen Täschchen nahm er achtsam ein Millimeter großes Schnitzelchen weißes Kartonpapier, das gut an die eine Ecke des Blättchens paßte, auf dem Frau de Ruyter die Stellzahl ihres Geldschrankes notiert hatte.

„Ihre Frau Tante glaubte, das Blättchen nirgends besser verstecken zu können als bei den Schlüsseln selber“, sagte Dr. Splitterricht, mit jenem Hellwerden seines Augen, ernststen Gesichts, das ihm Heiterkeit genug dünkte. „Ja, gerade die intelligentesten Menschen“, fügte er hinzu, „und — verzeihen Sie, gnädiges Fräulein — besonders Frauen begehen, wenn sie einmal noch klüger sein wollen — komische Naivitäten. . . aber —“ er dachte ein wenig nach — „ich möchte doch glauben, daß der Täter mit den Verhältnissen im Hause vertraut war. Zwar die Feder in der Kassette, die das Schloß aufspringen läßt, die ist für einen einigermaßen geschickten Menschen nicht schwer zu finden. . . nur — sagen Sie, gnädiges Fräulein, Sie schlafen doch nur durch das Boudoir von der alten Dame getrennt. . . haben Sie einen festen Schlaf?“

Thekla dachte nach:

„Ich glaube kaum, Herr Doktor. Wenn mein Vetter des Nachts nach Hause kommt — er muß den Korridor entlang an Tantes und meinem Zimmer vorüber — dann kann er noch so leise gehen, ich höre ihn doch.“

„So. . . hm. . . und was trinken Sie des Abends, ich meine so zum Abendbrot?“

Mit verwundertem Ausblick antwortete Thekla:

„Ich. . . ach. . . das ist ganz verschieden. . . am liebsten“, sie lachte kindlich, „ein Glas Malzbier!“

„Und haben Sie gestern abend auch getrunken?“

„Nein, Tante hatte sich vor einiger Zeit spanischen Wein schicken lassen, alten Cheres, glaube ich, und da wollte sie durchaus, ich sollte auch ein Glas kosten.“

„Aber das Eß- und Trinkgeschirr vom gestrigen Abend ist bereits ausgewaschen?“

„Ja, sicher“, meinte Thekla zaghaft, weil sie sich absolut nicht denken konnte, worauf der Kommissar hinauswollte.

„Jedenfalls möchten wir mal runter in die Küche gehen!“

„Gewiß, Herr Kommissar!“

(Fortsetzung folgt.)

Kinder im Frühling.

Von Erich K. Schmidt.

Es ist schön, in der Sonne auf einem Spielplatz zu sitzen, man bekommt wieder Ehrfurcht vor dem unversehlichen, unüberwindbaren Leben. Man spürt noch nichts vom „Ernst des Daseins“, es löst sich alles auf in heiteren Spielen. Lachen und Geschrei schlägt fröhlich ans Trommelfell, das hier geduldig wird, es sind die Laute der unversältesten Kreatur, die einen mit ihrem Überschwang bestürmen. Die Bälle, Symbol der Erde, schwingen von Kinderhand zu Kinderhand, die Kleinen können noch, atlastark, mit Planeten jonglieren, bald wird ihnen ein Federhalter zu schwer und die Nähnadel eine entsetzliche Last.

Die Babys im Wagen lachen zum erstenmal der Welten aröhtes Wunder an, den Frühling Himmel, Sonne und erstes Grün sind von diesen blanten Augen am reinsten eingefangen. Die Häute rudern trumm durch die Luft, und das Bett wird von strampelnden Füßen wie von Wellen gebogen. Alles ist fremd ringsumher, nur das mütterliche Gesicht wird Ruhepunkt, der Lächeln weckt. Wellende Hunde, hüpfende Vögel, bewegte Zweige, fremde Kinder und Frauen sind Wunder, die noch kein Verstand erfasst. Gewaltiges Ereignis aber ist der härtige Mann mit dem bunten Ballonbündel, das blühend über seinem Kopfe schwebt. Nun wird eins dieser farbigen Dinger von den anderen losgelöst und am Kinderwagen befestigt. Der Säugling rollt vor taumelndem Entzücken wie ein Ball in seinen Rissen umher, schreit wollüstig und redt die kleinen Arme in wütender Sehnsucht empor nach dem sonnendurchglühten Ballon. Der aber schwebt ruhevoll an einer blauen Wand, dem hohen Himmel.

Die Drei- und Fünfjährigen graben im Sande wie Schatzsucher, ihre Haare, voller Glanz, fallen um Nase und Augen und werden wie Fliegen weggewischt. Automobile und kleine Wagen füllen sie mit Erde, rollen ein Stück und werden, herrlich zwecklos, entleert. Der feuchte Sand wird in Formen gefüllt und wie Kuchenteig behandelt — jetzt den kleinen tüchtigen Bäder, sein Laden ist schon ganz voll. Bis ein kleines Mädchen in die Herrlichkeit hineingerät und vandalenhaft alle Schätze vernichtet. Nun muß der kleine Bäder mit Recht laut weinen, denn sein ganzer Reichtum ward in einem Augenblick zerstört. So bereitet das Spiel schon auf kommende Dinge vor.

Oder die kleinen Mädchen von vier und sechs Jahren zerlegen ein Stück des Erdbodens in Rechtecke, sie annexieren einfach einen Teil dieses Planeten, ohne Rücksicht auf Staat und Mitmenschen; wehe dem Bösen, der absichtlich ihre Domäne berührt. Sie machen aus diesem Erdstück „Himmel“ und „Hölle“ und hüpfen gleich Störchen, auf einem Bein, sehr lange hin und her.

Auch das Murrenspiel ist recht beliebt, es verrät die menschlichen Instinkte schon um vieles ausgeprägter, es geht um Gewinn.

Die schulpflichtigen Knaben treiben bereits Männer-spiele. Seht, zwei Boxer gehen, ohne Bierunzenhandschuhe, aufeinander los. Sie umkreisen einander wie kämpfende Dähne, ihre Schläge fallen dicht, bis die Augen tränen. Aber ein Knockout wird, Gott sei Dank, noch ohne Wunden erzielt.

Doch auch die Bälle haben in diesen Knabenhänden schon wichtigere Bedeutung. Plötzlich prallt einer gegen meine Stirn, daß ich bunte Ballons, von Silbersternen umflogen, überall in der Luft tanzen sehe.

Ein Blick, ob ich nicht böse sei, eine ungeschickt gemurmelte Entschuldigung — und das Spiel geht weiter, als wäre nichts geschehen.

Da kommen drei Mädchen, beinahe Badfische, sehr gesittet auf meine Bank zu, lassen sich nieder wie Damen, werfen die schmalen Beine übereinander und beginnen zu lesen. Ein Ball fliegt zu ihren Füßen nieder, eine stößt ihn, ohne aufzustehen, vorwärts, sie sind über Ballspiele längst erhaben. Plötzlich beginnen sie zu lachen, reden, in einem mir völlig fremden Idiom, geheimnisvolle Dinge, mich deucht, ich sitze plötzlich in einem unentdeckten Teile Afrikas, so fremd berühren mich diese Töne. Es ist aber nur die „Räubersprache“, die alle kleinen, beinahe badfisch-alten Mädchen fließend zu sprechen vermögen. Ihre Bücher werden zugeklappt, die Füßchen wippen, und die Zungen reden jetzt Neuhochdeutsch. Ich verstehe sofort, ohne Anstrengung, daß sie an einem älteren Mädchen Kritik üben; die Gute spielt nämlich mit den kleineren Geschwistern Ball.

„Wie die sich noch hat!“ sagt die eine, ein schwarzer Titustopf, mit gerümpfter Nase.

Aber nun wirkt eine Sechsjährige wieder versehentlich einen Ball gerade unter die drei Erhabenen, in ihren Augen flackert es kindlich auf, und eine Blonde, mit offenem Haar in seidener Schleife, kämpft einen Augenblick mit sich und sagt: „Sollen wir mitspielen?“

Die Sechsjährige, ein wildes Ding, stellt sich ohne weiteres als Bezerin vor den dreien auf, wirft ihnen den Ball zu, erteilt Zensuren, setzt die Mädchen „eins rauf“, „eins runter“ und sagt zu ihnen „Sie“. Davon werden sie allemal rot und stolz, sichern und werfen den Ball immer übermütiger zurück, bis die Kleinen des ewigen Dolennüssens müde ist.

Sie beginnen ein anderes Spiel: Ballverstecken. Die Bäder der drei jungen Damen werden immer dunkler vor Aufregung, sie verlieren alle ihre junge Würde, sie werden wieder total zu Kindern, verstecken den Ball hinter der Bank, in ihren Ärmeln, im kindlichen Ausschnitt der Bluse, und schließlich bitten sie mich, den Ball in meine Manteltasche zu nehmen. Sie stehen, königlich frei, vor der armen Kleinen, die sie nun peinlich genau untersucht, verzweifelt hin- und herastet und schließlich, obwohl ich ein Gesicht wie der Golem mache, resolut ruft:

„Der Mann hat den Ball!“

Da muß ich schon in meine Tasche greifen und mit heuchlerischem Antlitz sagen: „Gott, wie ist der Ball bloß in meine Tasche geraten?“

So wird es allmählich Abend, die Vögel schluchzen süß in den Zweigen, es dunkelt, die Babowagen rollen von der Bühne, ein bunter Ballon zerplatzt unter Kindergeschrei, die Boxer machen Frieden, die Murrenspieler buchen Gewinn und Verlust, der Kuchenbäder läßt seinen Laden stehen, „Himmel“ und „Hölle“ werden dem Erdboden gleichgemacht, schließlich gehen die drei Nachbarinnen, junge Damen, die herrlich kniffen, davon, und ich bleibe allein auf dem zerwühlten Spielplatz. Aber ich sehe noch lange im Dunkeln die bunten Bälle fliegen und fühle nun auch endlich die Beule auf meiner Stirn.

Das weiße Tor.

Von Carry Brachvogel.

Drei Jahre lang hatten Hans Edert und seine Frau die Gletschergruppe gemieden, in der sich damals das Schreckliche zugetragen hatte. Edert und sein Freund, der junge Architekt Genevius, waren auf dem Abstieg von der gefährlichen Eisthürspitze begriffen gewesen, als mit einem Mal, vor den Augen Ederts, Genevius in einer Gletscherspalte versank. Wie es geschehen war, geschehen konnte, blieb jedem rätselhaft. Ebenso wie Edert war Genevius ein geübter Hochtourist, dem Erstbesteigungen von Gipfeln gelungen waren, die bis dahin als unbezwinglich gegolten hatten. Zudem war der Gletscher an dieser Stelle schneefrei, so daß Schründen und Risse weithin sichtbar blieben. Niemand konnte es begreifen, am wenigsten Edert, der wie ein Irrsinniger abwärts gerannt war, um eine Hilfsexpedition zu alarmieren. Sie kam natürlich unverzüglich und war bereit, das Äußerste an Opfermut zu wagen, aber vom Erfolg war keiner überzeugt. Im Gegenteil. Der Gletscher gab keinen mehr heraus, den er einmal eingeschluckt hatte.

Hans Edert war nach jenem Schreckenstag tagelang krank gelegen und hatte in Fieberphantasien immer wieder von dem furchtbaren Ereignis geredet. Allmählich war er dann wieder zu sich gekommen, gesund und rubig geworden. Wie hätte es auch anders sein sollen? Das Leben geht seinen Gang weiter, auch über die blutigsten Katastrophen hinweg, und wenn Hans Edert offen gegen sich sein wollte, so mußte er sich sagen, daß mit Genevius eine große Gefahr für ihn und sein Eheglück verschwunden war. Eine große Gefahr? War Genevius wirklich solch große Gefahr gewesen? Hatte er Eugenie wirklich anders angeblickt als mit den Augen harmloser Freundschaft? Hatten Eugeniens Augen wirklich aufleuchtet, wenn Genevius ins Zimmer trat? Immerfort hatte Hans Edert sich mit diesen Fragen gequält — sich und seine Frau. Er gehörte ja zu den unglücklichen Menschen, denen eine böse Fee als Angebinde die Eifersucht auf den Weg gab. So lange er denken konnte, war Hans Edert eifersüchtig gewesen. Als Kind hatte er mit den Geschwistern um die Zärtlichkeit der Eltern ge-eifert. Als Schütlinge um die Sympathie der Lehrer, als junger Mensch um die Badfische der Tanzstunde, und als er Eugenie kennen lernte und sich alsbald stürmisch in sie verliebte, hatte er in jedem Mann, der ihr in die Nähe kam, einen begünstigten Nebenbuhler erblicken wollen. Auf Genevius war er eifersüchtiger gewesen als auf alle andern, und nur im Rausch der ersten Ehezeit hatte die verhängnisvolle Leidenschaft geschwiegen.

Mit Genevius' Tod war dies alles zu Ende, schien mit jenem auch Ederts Eifersucht in die Gletscherspalte gestürzt zu sein. Jahre waren seit jenem Unglückstag vergangen — doch nie mehr hatte er seine Frau mit Eifersucht verdächtig und gepeinigt. Es war, als ob die unsichtbare Hand, die jenen in die Gletscherspalte gezogen, Hans Edert die Ruhe seines Glückes hätte zurückgeben wollen. Welche Hand? Welche unsichtbare Hand?

Hier verwirrte sich Ederts Sinn. Hier wandte er den Kopf weg, wie ein Schwindeliger auf dem Felsgrat vor unheimlich brauendem Nebel. War's wirklich eine unsichtbare Hand gewesen, oder —? „Nein, nein“, schrie er auf, „eine unsichtbare Hand war es, muß es gewesen sein...“ Und er wollte nicht mehr in den unheimlich brauenden Nebel seiner Verwirrung hineinschauen, nicht vernehmen, was sich bekennend in seiner Brust regte. Wahnsinn! Wahnsinn! Die Schreden jenes Tages hatten die Klarheit seiner Gedanken gestört... hatte Fiebertvorstellungen in ihm zurückgelassen. Er durfte ihnen nicht nachgeben. Er wußte ja nicht mehr genau, wie damals alles zugegangen war.

Eugenie zuckte ein wenig zusammen, als ihr Mann ihr mitteilte, daß er in diesem Jahr wieder die Eisthürgruppe aufsuchen und zum andern Mal den Aufstieg machen wollte, den er damals mit Genevius unternommen hatte. Ihr war der Gedanke schrecklich, daß ihr Mann diesen Todesweg abermals, und zwar allein, gehen wolle, aber sie sagte nichts, denn hier handelte es sich ja weit mehr um seine Gefühle als um die ihren. So nahmen sie in dem kleinen Dorfe Quartier, das der Ausgangspunkt für die Hochtouristen dieser Gebirgs- und Gletschergruppe war, und Eugenie begleitete ihren Mann bis zur Schutzhütte, die weit unterhalb des gefährvollen Aufstiegs lag. Dort wimmelte es schon von erprobten Hochtouristen und Führern und auch von bescheidenen Bergsteigern, denen der Weg zur Schutzhütte schon genügte. Aber alle sahen ein wenig besorgt zum Himmel, der eine seltsame milchige Färbung zeigte. Die „Bergfische“, d. h. die bescheidenen Touristen, beiften sich, wieder beim zu kommen, aber die kühnen und dabei erprobten Hochtouristen ließen sich nicht schrecken, denn die

wetterkundigen Führer sagten übereinstimmend, daß das Wetter bis gegen Abend halten würde, und bis dahin sei lang zurück, wer zu früher Stunde den Aufstieg machte.

Rüstig schritt Hans Edert voran. Allein, ohne Führer und Gefährten. Wie beschwingt ging sein Fuß, immer leichter, je höher er stieg. Es war, als ob die mühselige Eiswanderung mit ihren verborgenen Schrecken und Todesgefahren für ihn ein Spaziergang wäre. Fröhlichen Gesichtes überholte er Truppen anderer Touristen, die früher als er aufgebrochen waren. Zugleich suchte sein Auge im schneefreien Gletschergrund die Stelle, wo damals —. Doch selbstverständlich fand er sie nicht. Soß eine Gletscherkante hat mehr denn einen Spalt. Er blickte zurück. Weit drunten bewegten sich schwarze Pünktchen, — Menschen, die heute noch den weißen Riesen bezwingen wollten. Da trachtete er noch rascher vorwärts zu kommen. Er wollte allein sein, allein in gewaltiger Einsamkeit — kann es Schöneres geben?

Aber war er denn allein? Tauchte nicht aus vereistem Spalt ein blasses Haupt empor, richtete es erlöschene Augen auf ihn? Schwang sich nicht eine Gestalt über den Rand des Spaltes, lief auf aespentischen Sohlen hinter ihm her, eine Gestalt, die keinen Schatten warf und deren Nähe er doch deutlich spürte? Er blieb stehen, trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er war entschlossen, umzukehren, wenn diese Wahnvorstellung länger dauern würde. Dann hatte er sich eben zu viel zugemutet. Mit beschwerlichem Gemüt darf man solchen Aufstieg nicht wagen, oder es gibt ein Unglück, wie damals.

Warum nur die Gruppe, die er vorhin tief unten sah, ihm nicht nachkommt? Sie müßten doch längst ein Stück höher sein, denn er hatte sich auf der letzten Strecke arg verzögert, wegen — ja, weswegen? Er hatte sich jählings nicht mehr wohlgefühlt — war stehen geblieben — hatte den Schritt verlangsamt. Jaghaft leise gestand er sich's ein: er hatte jetzt Angst vor der Einsamkeit. Er wollte Menschen um sich spüren, Menschenwärme. — Aber die anderen kamen nicht — blieben unsichtbar.

Er sah nach dem Gipfel, der sein Ziel war. Nein, er würde ihn heute nicht erreichen. Seine Nerven waren offenbar in schlechtem Zustand. Der Himmel sah jetzt auch ganz weiß aus — bleig. Wenn man so langsam vorwärts kam, wie er jetzt, dann war an Rückkehr vor dem Witterungsumschlag nicht zu denken.

Umkehren! — — —

Beschämendes Wort für einen Hochtouristen, aber eben weil er die Berge und ihre Gefahren kannte, rief er sich's zu und folgte ihm.

Was eigentlich mit ihm war, wußte er nicht, wollte er nicht wissen — wollte er sich nicht gestehen. Nur dies wußte er, gestand er sich: er mußte umkehren, weil ein Mensch in solcher Verfassung nicht imstande ist, einen Eisriesen zu bezwingen.

Als er sich absteigend wieder dem Gletscherabbruch näherte, stuchte er. Da wogte eine Anzahl von Gestalten durcheinander, die, er konnte es trotz der Entfernung unterscheiden, aufgeregt miteinander sprachen, auf etwas wiesen.

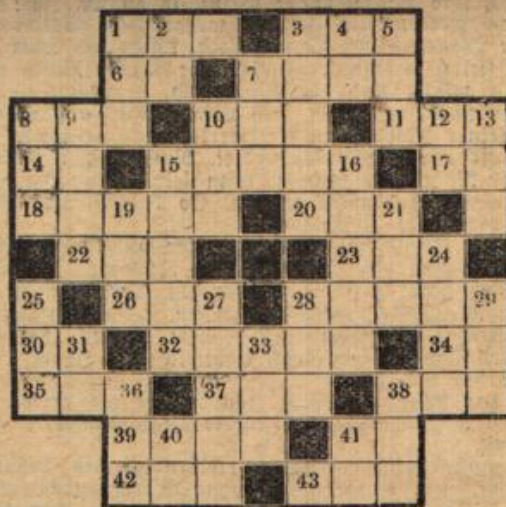
Er beschleunigte den Schritt, so gut er konnte. Was konnte da sein? War da am Ende wieder einmal ein Unglück passiert, wie damals? Nun stand er nur mehr 100 oder 200 Meter vom weißen Gletscherande entfernt, den die Menschen schwarz umsäumten. Er vernahm ihr Gemurmel, konnte aber kein Wort unterscheiden. Er durchbrach ihre Reihen, stand — starre — meinte, einen entsetzlichen Traum zu träumen. . . . Genevius' Leiche lag vor ihm. . . .

Drei Jahre hatte der Gletscher gebraucht, um sie von der Unglücksstelle bis zum weißen Gletscherort zu wälzen, durch das sie nun die milchweißen Wellen mit Sand und Geröll zu den Menschen hintrugen. . . . Unversehrt schien der Entsetzte, die mörderische Kälte seines Eisraars hatte die Zerstörungen des Todes von ihm ferngehalten. Morgen schon würde sein Antlitz grauam verändert sein, heute aber schien es noch einem Schlummernden zu gehören, die Stirne umdämmert von der heiligen Hilflosigkeit des Schlafes.

Edert stand reglos. Fragte nicht, sprach nicht, starre nur in dieses Antlitz, das er nie mehr zu sehen gemeint hatte. Es sprach zu ihm, was noch keiner zu ihm gesprochen hatte. Mit stummen Lippen sprach es das Wort, vor dem Edert den Kopf abgewandt hatte wie ein Schwindeliger vor brauendem Nebel auf festem Grat.

Ein Bittern überlief ihn. Er sank in die Knie. Und im Angesicht dieses Toten, den der Gletscher nicht behalten wollte, leate ein Mensch vor bestürzten und erschütterten Hörern das Geständnis unseliger Leidenschaft und lang verjährter Blutschuld ab.

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Monat. 3. Goethes Mutter. 6. Tier. 7. Stadt in Holland. 8. Farbe. 10. Türkischer Vorname. 11. Klana. 14. Russischer Fluß. 15. Vogel. 17. Ausruf. 18. Biblische Gestalt. 20. Vogel. 22. Göttin der Morgenröte. 23. Teil des Kopfes. 26. Schicksal. 28. Moderner Dichter. 30. Spielart. 32. Autounfall. 34. Augenblick. 35. Teil des Auges. 37. Nordischer Dichter. 38. Getränk der Germanen. 39. Schmuckstein. 41. Hinweis. 42. Elend. 43. Geographischer Begriff. — Senkrecht: 1. Soldateneigenschaft. 2. Flächenmaß. 3. Gruß. 4. Bejahung. 5. Behörde. 7. Braunschweiger Gebirgszug (Vorgebirge des Harzes). 8. Europäische Hauptstadt. 9. Musikinstrument. 10. Deutsches Bad. 12. Ausruf. 13. Nebenfluß der Donau. 15. Fabeldichter aus dem Altertum. 16. Fluß in Frankreich. 19. Italienische Tonbezeichnung. 21. Musikinstrument. 24. Altes germanisches Schriftzeichen. 25. Fisch. 27. Speise. 28. Französischer Artikel. 29. Klebstoff. 31. Italienische Note. 33. Fluß in Afrika. 36. Russischer Fluß. 38. Ziel. 40. Italienischer Fluß. 41. Italienische Note.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 126:
Senkrecht: 1. Liter. 3. Sam. 6. Jota. 7. China. 8. Uri. 9. Mai. 10. Schade. 11. Wut. 12. Eulenburg. 14. Ginst. 16. Neufilber. 18. Ptd. 19. Torte. 23. Ill. 27. Etage. 29. Karlofe. — Wagerecht: 2. Abt. 4. Stoer. 5. Digitalis. 6. Ufo. 10. Schach. 13. Alm. 15. Eugen. 17. Emden. 20. Erbe. 21. New. 22. Rude. 24. Egeri. 25. Macdonald. 26. Rastatt. 27. Essen. 28. Dom. — „Laß dich um Schweigen stellen, nie um Reden.“ Liter, Abt, Sam, Stoer, Digitalis, Jota, China, Uri, Mai, Schade, Wut, Eulenburg, Alm, Ginst, Eugen, Neufilber, Schach, Emden, Ptd, Torte, Erbe, New, Rude, Ill, Egeri, Ufo, Macdonald, Rastatt, Essen, Dom, Etage, Karlofe.

Schmerz und Spott

Leichter Erlola. Onkel Johann sah seinen kleinen Neffen und einigen anderen Jüngens zu, die Soldaten spielten; sie griffen gerade eine Festung an. „Tommo“, sagte er, „wenn du und deine Partei die Festung in einer halben Stunde nehmen könnt, bekommt du von mir fünfzig Pfennig.“ Zwei Minuten später erschallte ein lebhaftes Siegesgeschrei. „Onkel, kann ich die fünfzig Pfennig jetzt haben? Wir haben die Festung erobert.“ — „Das war sehr geschickt“, meinte Onkel Johann, als er das Geldstück überreichte. „Wie habt ihr das so rasch fertiggebracht?“ — „Oh, ich habe dem Feind zehn Pfennig geboten, wenn er uns die Festung sofort übergibt.“ (Tit-Bits.)

Befcheiden. „Gestatten Sie mir, mein Fräulein, Ihnen als Zeichen meiner Verehrung eine dieser fünf Schmuckfäden zum Geschenk anzubieten. Bitte, wählen Sie!“ — Die Filmdiva: „Schönsten Dank für Ihr Anerbieten, aber ich bin nicht fürs Wählen — ich bin mit allem zufrieden!“

Trost. „Wie geht es deiner Frau?“ — „Am die Wahrheit zu sagen, ich sehe nicht viel von ihr. Sie gehört so viel Komitees und Gesellschaften an, daß ich täglich nur eine Stunde mit ihr beisammen bin.“ — „Armer Junge!“ — „Oh, eine Stunde geht auch vorüber.“ (De Nire.)